

## **Das Wissen in Deutschland über die Lage der Griechen im osmanischen Reich Die Berliner Informationen von Athanasios Dorostamos**

**Reinhard Stupperich**

Durch den Fall Konstantinopels 1453 war die ohnehin schon seit dem Hochmittelalter durch das Schisma von 1054 zugeschlagene Tür des lateinischen Westens zum griechischen Osten der christlichen Welt gänzlich verschlossen und blieb es auch über Jahrhunderte. Allerdings kamen als direkte Folge eine Vielzahl von griechischen Gelehrten mitsamt allerhand griechischen Manuskripten nach Italien und haben dem aufkommenden Humanismus dort und darüber hinaus in Mitteleuropa<sup>1</sup> entscheidenden Aufschwung verliehen. Zu den indirekten Fernwirkungen gehörte auch die Reformation und der Beginn des Griechischstudiums in Deutschland<sup>2</sup> – für beides kann die Gestalt Philipp Melanchthons stehen. Bei ihm als Gräzisten und bei seinen Schülern war das Interesse an der orthodoxen Kirche von Anfang an besonders groß. Daher freuten sie sich ihrerseits über jede Information und über jeden Kontaktversuch von dieser Seite. Die Entwicklung dieser Kontakte und Informationen über die Jahrhunderte ist ausgesprochen aufschlußreich, nicht nur für die Kirchengeschichte, sondern auch für die Frage der Information der Öffentlichkeit in Mitteleuropa über die Lage auf dem Balkan und im osmanischen Reich. Hier soll es allerdings nur um einen späten Höhepunkt an exakter Information gehen.

Die Reformatoren wollten nichts anderes als die Zustände der Urkirche wiederherstellen und die späteren Änderungen abschaffen. Die orthodoxe Kirche sahen sie als der Urkirche noch besonders nahestehend an, deren Zustand man sich wieder annähern wollte. So hielt man eine Verbindung oder Einigung für wünschenswert und der Logik der Sache nach auch ganz naiv für realistisch.<sup>3</sup> Den Unterschied zur katholischen Kirche hielt man zu Recht für größer als den zur eigenen Position, unterschätzte allerdings die äußerlichen Differenzen und deren Bedeutung doch bei weitem. Aufgrund des Wissens um das alte Schisma erhofften sich manche auf evangelischer Seite gar von einem Zusammengehen mit den Orthodoxen eher eine Hilfe gegen Rom, während auf der anderen Seite immer die Frage der Vereinigung der Angehörigen der verschiedenen Konfessionen, also auch mit den Katholiken, gegen die Türken eine Rolle spielte. Als gemeinsames Ziel sah man den Abwehrkampf gegen die Türken an, die Byzanz erobert hatten und Mitteleuropa bedrohten. Zwar führten direkte Kontakte die „Unterhändler“ immer wieder dazu, je nach Charakter die Unterschiede doch als stärker zu bewerten, wobei andererseits ihr „Realismus“ neben den unübersehbaren äußerlichen Unterschieden auch die durch die unterschiedliche Mentalität bedingten Mißverständnisse stark in Rechnung stellte. Immerhin kamen auf diese Weise immer wieder Publikationen zustande, die zur Verbreiterung des Wissens über die Orthodoxie beitrugen.

---

1 Für den beginnenden Humanismus in Deutschland vgl. die Äußerungen Hartmann Schedels zu Griechenland in seiner Weltchronik, s. R. Klein, *Thetis* 5-6, 1999, 239 ff.

2 Vgl. Robert Stupperich, *Thetis* 8, 2001, 157 ff.

3 Schon auf der Leipziger Disputation 1519 schließt sich Martin Luther von Anfang an und sehr explizit an die orthodoxe Kirche an und verteidigt sie energisch gegen Johann Eck, der die griechischen Orthodoxen als Häretiker und Schismatiker scharf verurteilt, s. E. Benz, *Die Ostkirche im Lichte der protestantischen Geschichtsschreibung von der Reformation bis zur Gegenwart*. Freiburg - München 1952, 9-14; S. Runciman, *Das Patriarchat von Konstantinopel vom Vorabend der türkischen Eroberung bis zum griechischen Unabhängigkeitskrieg*. München 1970, 230 f.

So lag bei den Reformatoren der Gedanke nahe, zur Tat zu schreiten und direkten Kontakt zum Ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel aufzunehmen. Die ersten Kontaktaufnahmen scheinen aber andersherum vom Osten her erfolgt zu sein.<sup>4</sup> Der aus Korfu nach Venedig geflohene Gelehrte Antonios Eparchos, der Melanchthons Schriften kannte und schätzte, hat im Rahmen seiner Mahnschreiben zur christlichen Einheit von Katholiken und Protestanten als „Liebhaber der Freiheit“ bereits 1543 an Melanchthon einen politisch motivierten langen Brief geschrieben. Melanchthon sei als einziger zur Einigung beider Seiten in Deutschland in der Lage und solle die Deutschen durch Hinweis auf die Beispiele aus der antiken griechischen Geschichte zur Einigkeit gegen die Türken ermahnen. Beide, Eparchos und Melanchthon, sahen die drohende Eroberung Deutschlands durch die Türken voraus, und beide gaben die Schuld daran der Machtgier der gegeneinander intrigierenden Fürsten. Melanchthon und sein Freund, der Leipziger Gräzist Joachim Camerarius, die lange über Eparchos' Schreiben konferierten, sahen allerdings keine Chance mehr zur Einigung mit der katholischen Seite und verteidigten die Reformatoren gegen den Vorwurf der „Streitsucht“. Sie bleiben aber im Gespräch mit Eparchos, der Melanchthon 1545 noch seine Elegie auf die Zerstörung Griechenlands durch die Türken schickte.

In den 1550er Jahren tauchten dann mehrfach Griechen in Wittenberg auf, ohne daß wir den ursprünglichen Grund sicher wissen. Im Hause Melanchthons wohnte längere Zeit der orthodoxe Diakon Demetrios Mysios aus Konstantinopel, von Geburt ein Serbe, der sich 1559 offensichtlich mit Wissen oder gar im Auftrag des Patriarchen Joasaph einige Zeit in Wittenberg aufhielt, und vorher schon dessen Schulfreund, der spätere Despot von Moldavien, Jakovos Vasilikos.<sup>5</sup> Wie Jakovos bemühte sich auch dessen Vetter Jakovos Diassorinos brieflich um Kontakt mit Melanchthon. Jakovos Vasilikos war vorher als Militärführer im Dienst Karls V. in Belgien tätig gewesen und hatte dort wohl mit der Reformation Kontakt bekommen, der ihn nach Wittenberg führte. Der österreichische Freiherr Hans von Ungnad, dessen Sohn David damals bei Melanchthon in Wittenberg studierte, bemühte sich darum, reformatorische Schriften ins Südslawische zu übersetzen, zu drucken und auf dem Balkan im osmanischen Reich zu vertreiben, und er hatte Verbindungen zu orthodoxen Geistlichen.<sup>6</sup> Es ist unklar, welche Verbindung hinter den Kontakten steckt, oder ob sie beide zufällig zusammentrafen.

Jedenfalls führte Melanchthons Versuch, über Demetrios Mysios einen Brief und die von ihm selbst ins Griechische übersetzte *Confessio Augustana* als Diskussionsgrundlage an den Patriarchen zu vermitteln, offenbar zu nichts.<sup>7</sup> Denn Demetrios wurde zuerst auf der Heimreise als Mitarbeiter für das von Maximilian II. heimlich finanzierte reformatorische Publikationsprojekt des Hans von Ungnad für den südslawischen Raum auf dem Balkan angeworben. Dann war er erst einmal in einem Zwischenspiel bei dem gescheiterten Reformationsversuch des Jakovos Vasilikos beteiligt, der nach seiner Rückkehr 1561 Moldavien erobert und sich zum Despoten gemacht, aber seine potentiellen Verbündeten mit der gleich begonnenen Kirchenreform im Sinne der lutherischen Reformation verprellt hatte. Demetrios, der sein Leben gerettet hatte, aber durch die Teilnahme an diesem Projekt wohl kompromittiert war, hat dem

4 Dazu s. E. Benz, *Wittenberg und Konstantinopel. Zur Begegnung und Auseinandersetzung der Reformation und der östlich-orthodoxen Kirche*. Marburg 1949, 4-33, Eparchos' Brief übersetzt 6-12; Runciman 232 f.

5 s. E. Benz, *Wittenberg und Konstantinopel*, bes. 34-61, 69-78; Runciman 233-37; A. Berciu-Drăghicescu, *O domnie umanistă în Moldova Despot-Vodă*. o. O. 1980, 33 ff.

6 E. Benz, *Wittenberg und Konstantinopel*, bes. 74 ff. 141 ff.; Berciu-Drăghicescu 112.

7 E. Benz, *Wittenberg und Konstantinopel* 94 ff.; Berciu-Drăghicescu 66; Robert Stupperich, *Die Griechisch-orthodoxe Kirche und ihr Verhältnis zu den Kirchen in Rußland und Mitteleuropa. Ausgewählte Aufsätze I*. Peleus 20. Möhnesee 2003, 177 ff.; Runciman 238 f.

Patriarchen zwar 1564 noch die Übergabe von Melanchthons Brief angekündigt, ist aber offenbar nicht mehr in Konstantinopel angekommen.<sup>8</sup>

Zwar kamen im Lauf des 16. Jh. immer wieder Reisende, Diplomaten und Künstler in den Orient, aber vielen Informationen waren keine größere Wirkung beschieden. So wurden von den Erfahrungen des kaiserlichen Gesandten in Konstantinopel, Augier de Busbecque, zwar vier Briefe in einem Büchlein publiziert, aber die Arbeiten des Malers, der ihn begleitete, darunter ein riesiges Panorama Konstantinopels, blieben weitgehend unbekannt.<sup>9</sup>

Aber David von Ungnad, der in den 1570er Jahren als Nachfolger Busbecques Gesandter Kaiser Maximilians II. bei der Hohen Pforte war, übermittelte durch seinen Gesandtschaftsprediger Stephan Gerlach die Fragen des Gräzisten Martin Crusius und des Theologen Jacob Andreae von der Universität Tübingen an den Patriarchen Jeremias II. Sie erhielten auch tatsächlich Antwort, wodurch es zu einem mehrjährigen und trotz seines Mißerfolges auch später auf beiden Seiten in Erinnerung gebliebenen Dialog kam. An die theologische schlossen sich zudem historische und philologische Diskussionen an, die besonders in Crusius' Werk „Turkograecia“ 1584 wertvollen Niederschlag fanden.<sup>10</sup>

Gerlachs umfang- und aufschlußreiche „Tagebücher“ wurden erst gut ein Jahrhundert später von seinem Enkel publiziert.<sup>11</sup> Hatte Gerlach schon große Skepsis gegenüber den Hoffnungen auf eine schnelle Einigung in den theologischen Fragen geäußert, so sah sein Nachfolger Salomon Schweigger, der später noch eine Orientreise anschloß und ein inhaltsreiches Informationswerk über die orthodoxe Kirche veröffentlichte, als überzeugter Anhänger der lutherischen „Orthodoxie“ nach seinen Erfahrungen in Konstantinopel überhaupt keine Hoffnung mehr auf eine positive Zusammenarbeit mit den Griechen, deren Dogmen er seinerseits offen kritisierte.<sup>12</sup>

Auch weitere Melanchthonschüler publizierten Informationen, die sie über die griechische Kirche sammeln konnten, in vielfach neu aufgelegten Schriften. Bedeutend war vor allem David Chyträus in Rostock, der während seines mißglückten Reformationsversuchs im Auftrag Kaiser Maximilians II. Ungarn bereiste und dort von orthodoxen Geistlichen über Griechenland informiert worden war, was er 1569 in einer ersten „Rede“ publizierte, die sich in ständiger Überarbeitung zu einer Monographie auswuchs.<sup>13</sup> Bezeichnenderweise waren auch manche der

8 Demetrios Mysos war offenbar vom Patriarchen mit dem Auftrag nach Wittenberg geschickt worden, Informationen über die Reformation zu sammeln, und gab Melanchthon seinerseits genauere Informationen über die Lehren der Orthodoxie, s. Benz, *Wittenberg und Konstantinopel* 71 ff.; Benz, *Ostkirche* 18-20; H. Schaefer in: *Wort und Mysterium. Der Briefwechsel über Glauben und Kirche 1573 bis 1581 zwischen den Tübinger Theologen und dem Patriarchen von Konstantinopel*, hrsg. v. Außenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland. Witten 1958, 11 f.; Runciman 238 f. ignoriert Benz, wenn er nach J.N. Karmiris, *Ορθοδοξία και Προτεσταντισμός*. Athen 1923, 36, behauptet, Demetrios sei 1560 schon in Konstantinopel gewesen, Joasaph habe den Erhalt der Griechischen Confessio Augustana aber wegen des für ihn peinlichen Inhaltes einfach verschwiegen; vgl. auch Berciu-Drăghicescu 65 f. 102.

9 A.G. de Busbecque, *Legationis Turcicae Epistolae*. Hannover 1605; Runciman 239 ff.

10 Benz, *Ostkirche* 24 ff.; deutsche Übersetzung der Korrespondenz: *Wort und Mysterium*. Publiziert wurden sie ursprünglich vor allem in: Martin Crusius, *Turco-Graecia*. Basel 1584, was zugleich neben Gerlachs Tagebuch eine besonders inhaltsreiche Sammlung zum Zustand Griechenlands unter osmanischer Herrschaft darstellt; ders., *Germano-Graecia*. Basel 1585; *Acta et scripta theologorum Wirtembergensium et patriarchae Constantinopolitani D. Hieremiae, quae utrique ab anno MDLXXVI usque ad annum MDLXXXI de Augustana Confessione inter se miserunt, Graece et Latine ab eisdem theologiis edita*. Wittenberg 1584.

11 *Stephan Gerlachs deß Älteren Tage-Buch (...) hierfür gegeben durch Seinen Enckel M. Samuelem Gerlachium*. Frankfurt/Main 1674; s. Benz, *Ostkirche* 24-29; Runciman 239.

12 Besonders negativ äußerte er sich - wie andere Evangelische auch - zur Bilder- und Heiligenverehrung, aber auch zu einer Reihe weiterer Punkte, s. W. Engels, *Kyrios* 5, 1940-41, 240-87; Benz, *Ostkirche* 29 ff. Andererseits berichtete er aber auch sorgfältig über viele Details des orientalischen Lebens, die er beobachtet hatte.

13 Zu David Chytraeus s. W. Engels, *Kyrios* 4, 1939-40, 262-285; Benz, *Ostkirche* 21-24, zu den Drucken S. 399.

frühen französischen Griechenland-Forschungsreisenden bis hin zu Jacques Spon Hugenotten. Der zuerst 1610 veröffentlichte Erfahrungsbericht von Melanchthons Neffen J.M. Heberer, den seine Abenteuerlust über Verbindungen zu französischen Hugenotten zum Malteserorden und zu einem unfreiwilligen Aufenthalt im osmanischen Reiche geführt hatte, fand damals offenbar keine allzu große Aufmerksamkeit.<sup>14</sup>

Demgegenüber bemühte sich die katholische Kirche vorläufig weiterhin auf der Linie der Unionsbestrebungen, die im 15. Jh. auf dem Konzil von Ferrara und Florenz - noch vor dem Fall Konstantinopels - formal erfolgreich, de facto weitestgehend mit negativem Ergebnis geführt worden waren, um Integration der orthodoxen Christen in die römische Kirche. Aufgrund der immer noch umfangreichen Stützpunkte und Herrschaften der Venezianer im östlichen Mittelmeer und die Erinnerung an die erst vor kurzem verlorenen lateinischen Herrschaften im Ägäisraum hegte die katholische Kirche hier Unionshoffnungen ähnlich wie im polnisch-ukrainischen Raum. So kam es im 17. Jh. zur katholischen Missionstätigkeit unter den Griechen und zur Niederlassung von französischen Dominikanern und Jesuiten in Griechenland, etwa in Athen, was dort zwar nur zu geringen Missionserfolgen, aber zu einem Zuwachs an Kenntnissen über die dortigen kirchlichen und Lebens-Verhältnisse und sogar zu altertumswissenschaftlich relevanten Forschungspublikationen führte. Gerade im 17. und frühen 18. Jh. lösten die venezianischen Erfolge und Niederlagen gleichermaßen regelmäßige Publikationswellen zu den Verhältnissen im östlichen Mittelmeer aus, auf die hier nicht eingegangen werden muß.

Trotzdem blieben all diese Versuche Episode. Zwar nutzte, wer nach Griechenland fuhr, diese Publikationen und Reiseliteratur zur Vorbereitung. Aber beim allgemeinen Publikum in Mitteleuropa kann die Informiertheit über die Zustände in Griechenland und auch über die griechische Kirche nur gering gewesen sein. Es waren weiterhin immer wieder einzelne Personen, die sich aus besonderen Gründen und gezielt um genauere Kenntnisse und Kontakte bemühten. In Deutschland kamen Informationen über Griechenland - abgesehen von deutschen Söldnern - weniger über Venedig oder über Forschungsreisende als über die Beschäftigung von Theologen mit der orthodoxen Kirche ins öffentliche Bewußtsein.

Es kamen auch weiter einzelne griechische Theologen in den Westen, nicht nur Anhänger der Union mit den Katholiken, sondern auch solche, die sich um die Versorgung griechischer Kaufleute im Norden kümmern sollten, und solche wie der Diakon Demetrios, die für die Entwicklungen in anderen Ländern offen waren und sich einfach informieren wollten. Einer von ihnen war der spätere Patriarch Kyrillos Loukaris aus dem damals noch unter venezianischer Herrschaft stehenden Kreta, dem man aufgrund seiner Reisen durch Europa calvinistische Tendenzen unterstellte, weshalb er von den Jesuiten angeschwärzt wurde. Zweifellos wäre ein Religionsgespräch mit ihm aber befriedigender und erfolgreicher verlaufen als das mit Jeremias II. Er hatte enge Kontakte mit den evangelischen europäischen Gesandten in Konstantinopel, während die katholischen, voran der Kaiser Ferdinands II., durch Bestechung versuchten, ihn ersetzen und schließlich 1638 ermorden zu lassen.<sup>15</sup> Kontakte zwischen Geistlichen der anglikanischen Kirche und Orthodoxen während des 17. Jh. brachten ebensowenig eine Annäherung wie gelegentliche Kontakte der Zaren selbst seit Ivan IV. Grosny mit Vertretern der evangelischen Kirche aus dem Ostseeraum.<sup>16</sup> Der Dreißigjährige Krieg lenkte das Interesse ohnehin von den Ereignissen im Osten ab.

14 H. Fröhlich, *Johann Michael Heberer von Bretten, der "churfälzische Robinson"*. Speyer 1965.

15 Benz, *Ostkirche* 47-54 (die Schuld der Jesuiten, an der Verfolgung von Lukaris wird besonders bei J.H. Hottinger, Thomas Smith, Paul Ricaut und Jean Aymon betont, vgl. dazu auch Elßner p. 362); Runciman 251 ff.

16 R. Stupperich, *Die griechisch-orthodoxe Kirche*. Möhnesee 2003, 201 f.; vgl. Benz, *Ostkirche* 39 ff. 400 f. zu Adam Olearius' Bericht über seine Rußlandreise und über die russische Kirche.

Durch den großen Koalitionskrieg unter Führung Leopolds I. im späteren 17. Jh. gegen die erneuten Expansionskriege des Osmanischen Reiches auf dem Balkan bis zur Belagerung Wiens 1689 und insbesondere durch die Offensive der Venezianer unter Morosini in Griechenland ergaben sich neue Perspektiven auf den Orient, neue Bedingungen und Kontakte, zumal Teile der Peloponnes und andere griechische Gebiete im Frieden von Karlowitz 1699 auf Dauer - tatsächlich dann nur für kurze Zeit - an Venedig fielen. Nicht nur Wissenschaftler wie der hugenottische Arzt Jacques Spon und der Oxfordener Theologe George Wheler<sup>17</sup> kamen mit Berichten und Zeichnungen aus Griechenland zurück, sondern auch Söldner der venezianischen Armee und Diplomaten der konkurrierenden westlichen Missionen. Zudem hatte sich im Westen im Laufe des 17. Jh. die Kenntnis der russischen Orthodoxie durch zahlreiche Handelsverbindungen und sonstige Kontakte und die Ausländerkolonien in Moskau und andernorts intensiviert. Die nordgriechischen Kaufmannskolonien in Deutschland dagegen sind offenbar wenig als mögliche Informationsquellen ins Bewußtsein getreten.

Im 18. Jh. sind die Fragen nach den dogmatischen und liturgischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden dann nicht mehr ganz so drängend, aber im Kontext anderer religiöser Streitfragen doch auch immer wieder aktuell. Inzwischen war man doch durch die Literatur zumindest theoretisch eher auf dem Laufenden über die Verhältnisse im Osten. In einer Reihe von Werken waren in den letzten Jahrzehnten alle verfügbaren Informationen gesammelt worden,<sup>18</sup> so daß nun großangelegte Zusammenfassungen erscheinen konnten; so veröffentlichte 1711 der Hallenser Pfarrer Johann Michael Heineccius eine Art von umfassendem Handbuch zur Orthodoxen Kirche.<sup>19</sup>

Erst recht seit der Zeit Peters des Großen und seiner aktiven Öffnung Rußlands zum Westen konnte man auch über die Orthodoxe Kirche Rußlands, wo inzwischen auch eine Reihe von Deutschen lebte, mehr Informationen bekommen und sogar daran denken, dauernde Verbindungen dorthin aufzunehmen. Auf die von dem Metropoliten Feofan Prokopovič im Auftrag Peters durchgeführten Kirchenreformen und den Streit, zu dem sie dort mit den „Altgläubigen“, aber auch mit Anhängern des von Peter abgeschafften Moskauer Patriarchats führten und andererseits auch mit den Katholiken und den Anhängern der Union mit der katholischen Kirche, ging der Jenenser lutherische Theologe Buddeus ein,<sup>20</sup> während sich zugleich auch der alte reformierte Berliner Hofprediger, Akademiepräsident und Professor an der brandenburgischen Universität in Frankfurt an der Oder, Daniel Ernst Jablonski (1660-1741), damit auseinandersetzte und Informationen für eine umfassende Arbeit zur Orthodoxie dazu sammelte, die allerdings nicht mehr fertig geworden ist.<sup>21</sup>

17 J. Spon, *Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant*. Lyon 1678; G. Wheler, *A Journey into Greece*. London 1682. Vgl. etwa zu ihren Bemerkungen zur Abendmahlslehre Runciman 297.

18 Vgl. E. Benz, *Ostkirche*, 54 ff. 56 ff. 69 ff. zu den Schriften von Thomas Smith, Paul Ricaut oder Gottfried Arnold und der anonymen Schrift über den „*Orientalischen Kirchenstaat*“, Gotha 1699, und weiteren. Eine Rolle spielte auch der deutsche Druck von Metrophanes Kritopoulos, *Confessio Catholicae et Apostolicae in Oriente Ecclesiae*, übers. v. J. Horneius. Helmstedt 1661.

19 J.M. Heineccius, *Eigentliche und wahrhaftige Abbildung der alten und neuen Griechischen Kirche, nach ihrer Historie, Glaubens-Lehren und Kirchen-Gebräuchen (...)*. Leipzig 1711, kontrastiert die alte und neue griechische Kirche und distanziert sich von allen Identifizierungsversuchen mit katholischen, lutherischen oder reformierten Positionen, etwa bei J.G. Pritius, *Moskowitzscher oder reussischer Kirchenstaat (...)*. Leipzig 1698; später bei J.P. Kohlius, *Ecclesia Graeca Lutheranizans*. Lübeck 1723; s. Benz, *Ostkirche* 79 ff. 86 ff. 403 f. Alle diese und weitere Schriften hat Elßner durchgearbeitet und zitiert sie laufend. Vom reformierten Standpunkt aus referiert Jean Aymon, *Monuments authentiques de la religion des Grecs (...)*, Den Haag 1708.

20 R. Stupperich, *Zeitschr. für osteurop. Geschichte* 9, 1935, 341-62, auch in: ders., *Peter der Große und die Russische Kirche*. Bellerophon 1. Möhnesee 2004, 193 ff.; Benz, *Ostkirche* 66; 115-121.

21 Elßner zitiert p. 139 Jablonskis geplanten Buchtitel: „*Der Hammer des göttlichen Worts, welcher die Felsen zerschmeißt (...)*“ - eine Formulierung, die auf die Schrift von Stefan Javorskij, *Kamen' very*, „*Fels des Glauben*“, gemünzt ist. Es ist aber nie erschienen, s. R. Stupperich, *Peter der Große und die Russische Kirche*, 200.



Abb. 1 Georg Friedrich Schmidt, Berlin: Porträt von Athanasius Dorostamos, Kupferstich, J. Elßner, *Neueste Beschreibung*, Frontispiz.

In dieser Situation kam es zum Zusammentreffen zweier Theologen in Berlin, die sich offensichtlich auf Anhieb gut verstanden und sich zur Vorbereitung eines Publikationsprojektes verabredeten, das beider Interessen entgegenkam. Den zufälligen Aufenthalt eines griechischen Archimandriten aus Konstantinopel, der rechten Hand des Ökumenischen Patriarchen Paisios, in der preußischen Hauptstadt Berlin hat der Berliner Pfarrer Jacob Elßner (1692-1750)<sup>22</sup> genutzt, um umfangreiche und genaue Informationen einzuholen, die er in einer monographischen Abhandlung niederlegte. Es wurde nicht einfach eine systematische Beschreibung der Orthodoxie, wie sie schon von anderen Autoren vorlag, sondern eine aktuelle und kritisch die älteren Informationen revidierende Zustandsaufnahme.

Zweck von Dorostamos' Reise war es, mit einem Brief des Patriarchen ausgestattet, in Deutschland und Skandinavien Spendengelder für den Freikauf gefangener Christen aus der Sklaverei bei Türken, Tataren und Arabern zu sammeln. Weitere Mönche waren mit demselben Auftrag nach England und Holland unterwegs. Durch die türkischen Rückeroberungen der venezianischen Besitzungen in Griechenland waren zahllose, meist griechische Gefangene

<sup>22</sup> Benz, *Ostkirche* 102 ff.

gemacht und in die Sklaverei verkauft worden. Der Patriarch kaufte nach und nach Gefangene frei - darunter war einst auch Dorostamos selbst gewesen -, aber seine Mittel waren bei weitem nicht ausreichend, und so waren manche Gefangene schon viele Jahre in Sklaverei.

Elßner nahm Dorostamos, um ihm Kosten zu ersparen, in Berlin in seiner eigenen Wohnung auf. So hatte er viel Gelegenheit, sich direkt mit ihm über alles, was ihn interessierte, zu unterhalten. Dadurch konnte er sich auch von der Glaubwürdigkeit seiner Angaben überzeugen. Außerdem bat er ihn mehrfach ausdrücklich (p. 9), ihm bei seinen Berichten nichts um des lieben Friedens willen positiver oder angenehmer zu schildern. Als eigentlichen Autor läßt Elßner im Grunde Dorostamos erscheinen, er selbst tritt nur als Vermittler seiner Informationen auf.<sup>23</sup> So hat man fast den Eindruck, das Buch sei wie bei manchen heutigen Büchern von einem Interviewten und einem Ghost-Writer gemeinsam geschaffen worden.

Dabei ließ Elßner sich von Dorostamos, der offensichtlich gut zeichnen konnte, auch genaue Vorlagen für einige feine Kupferstich-Illustrationen zur Tracht der griechischen Geistlichen herstellen. Weniger gelungen ist eine perspektivische Darstellung des Patriarchats im Phanar (Abb. 3). Die Ausstattung des Bandes mit Kupferstichen war sozusagen das erste Meisterwerk des jungen Berliner Kupferstechers Georg Friedrich Schmidt (1712-1775), mit dem er sich der Öffentlichkeit empfahl und das Stipendium für seine vom Hofmaler Antoine Pesne geförderte Reise nach Paris 1737 verdiente. Den Auftrag soll ihm sein künftiger Schwiegervater, der Berliner Kaufmann Videbant, vermittelt haben.<sup>24</sup> Aber auch Elßner hat durch die Wahl des späteren Hofkupferstechers Friedrichs II. erheblich zur Attraktivität seines Bandes und zur visuellen Vermittlung der Informationen von Dorostamos beigetragen. Der Frontispiz-Kupferstich (Abb. 1) gibt ein offenbar ganz ausgezeichnetes Porträt des Archimandriten.

Allerdings sieht man bald, daß sich Elßner nochmals in der ihm verfügbaren Literatur überzeugt hat, was zu den einzelnen Fragen von kompetenten Reisenden usw. gesagt wurde, und das auch in den Nuancen der Aussage in seinen eigenen Bemerkungen und Nachträgen notiert. Dazu bringt er auch wertende und relativierende Überlegungen, wo er selbst bei Diskrepanzen zum evangelischen Standpunkt einzelne Punkte für irrelevant und unwichtig oder für nicht akzeptabel und in gravierendem Widerspruch zum Evangelium bzw. der christlichen Urkirche stehend ansieht. Diese Bemerkungen zeigen, daß er tolerant und vermittelnd ist, historisch zu denken versteht, aber notfalls auch kritische Distanz übt.

Elßner widmet das Buch der preußischen Königin Sophia Dorothea, die ihm für diese Arbeit die notwendigen Bücher aus ihrer Privatbibliothek zur Verfügung gestellt und die Arbeit anscheinend auch mit ihrem Interesse begleitet hatte. So steht Elßner durchaus auf der Höhe der literarischen Kenntnis der damaligen Theologie und verwendet vor allem die jüngsten französischen und deutschen Werke zur Orthodoxie. Immer wieder verweist er auf die Standardwerke, besonders wichtig ist dabei Heineccius' Handbuch. Deren Antworten zu bestimmten Fragen stellt er einander gegenüber, fragt auch nach den Gründen für die Abweichungen und übernimmt allerdings bei weitem nicht in allem deren Ansichten. Vielmehr korrigiert er so manches nach den Informationen erster Hand, die er von Dorostamos erhält oder fügt sie gegebenenfalls zumindest als widersprechend dazu. Auch die Versuche, die

23 *Neuester Beschreibung derer Griechischen Christen in der Türckey, Aus glaubwürdiger Erzählung Herrn Athanasius Dorostamos, Archimandriten des Patriarchen zu Constantinopel, Nebst von ihm selbst gezeichneten Kupfern: aufgesetzt, erläutert und bestätigt mit neuen Zeugnissen der berühmtesten Nachrichten, und eigenen Anmerkungen* von Jacob Elßner, Berlin 1737.

24 U. Thieme - F. Becker, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*, XXX (München 1936) 142, s.v. Schmidt, Georg Friedrich (W.B.),

evangelischen und orthodoxen Dogmen in Übereinstimmung zu bringen, sieht er abgeklärt und kritisch, nennt dabei besonders den übertriebenen jüngsten von Kohlius.<sup>25</sup>

Elßner vermerkt genau, wenn Dorostamos den in der Literatur gegebenen Meinungen oder Informationen widerspricht, und glaubt ihm in der Regel eher, findet auch oft plausible Erklärungen für die Abweichungen. Manche der rigorosen Thesen, die in der westlichen Literatur der orthodoxen Dogmatik zugeschrieben werden, kann er so relativieren. In manchen Punkten vertritt Dorostamos auch offensichtlich liberale Ansichten und läßt bestimmte Lehren offen, so wenn er sich über die Wirkung der Exkommunikation auf die Verwesung der Leiche (p. 82: „der Archimandrit aber schien daran zu zweifeln“) offenbar nicht positiv äußern will, oder zur Frage, ob wirklich auf dem Athos keine weiblichen Tiere vorhanden wären (p.109). Auch die skeptische Bemerkung zur Ritze oben in der Offenbarungsgrotte auf Patmos (p. 117) geht offenbar auf ihn zurück. Elßner betont, daß Dorostamos überhaupt nicht abergläubisch sei.

Elßners humanistische Haltung kommt in seiner Vorrede zum Ausdruck, wenn er die besondere Stellung der griechischen Kirche begründet und gleich eingangs betont, daß sie bei den „Protestanten insonderheit in großem Ansehen und Hochachtung“ stehe: „Hier hat Paulus selbst gepflanzet, Apollo begossen, GOTT das wunderbahrste Gedeyen dazu gegeben“, was er mit 1. Kor. 3,6 belegt. Der wie gleichberechtigt genannte heidnische Gott steht hier offenbar für die griechische Sprache und Bildung, die der griechischen Kirche auch ihren unmittelbaren Zugang zu den Quellen, zum Neuen und über die Septuaginta auch zum Alten Testament, sicherten, wie im weiteren auch ausführlich dargelegt wird.

Nach kurzen biographischen Angaben zu Dorostamos stellt Elßner ausführlicher auch den Anlaß für dessen Europareise dar, die Versklavung von christlichen Bewohnern eroberter Gebiete bei den osmanischen Eroberungszügen und die Bemühungen des Ökumenischen Patriarchen um ihre Freilassung. Den größten Teil des Buches vom 3. bis zum 6. Kapitel nimmt eine recht systematische Beschreibung der orthodoxen Kirche ein, um dann im Schlußkapitel die gegenwärtige Lage der Griechen unter osmanischer Herrschaft zu besprechen.

Zwar stammten die Angaben zu seiner Biographie von Dorostamos selbst, aber Elßner berichtet, daß er reichlich Bestätigung für dessen Zuverlässigkeit erhielt, etwa von griechischen Großkaufleuten, die er auf der Leipziger Messe traf. Mehrfach betont Elßner alle Indizien, die er für die Glaubwürdigkeit der jeweiligen Angaben von Dorostamos bemerkt. Dorostamos' Zuverlässigkeit bestätigte ihm später in Berlin noch ein durchreisender griechischer Abt des Klosters von Poliania in Makedonien, Theokleitos Polyides, aus reicher Familie von Adrianopel. Auf eigene Kosten war er in Nordeuropa unterwegs, bevor er ein Bischofsamt in Thrakien antreten sollte. Ebenfalls auf eigene Kosten hatte er in Neubrandenburg und Stockholm in schlechter deutscher und lateinischer Übersetzung ein Buch über die orthodoxe Lehre drucken lassen, *Tuba Sacrae Fidei*, die mit seinem Kupferstichporträt und zu jedem Kapitel mit seinem Bild samt der Posaune geschmückt war. Im Vergleich zu Theokleitos schätzte Elßner aber Dorostamos offensichtlich als sehr viel zuverlässiger und seriöser ein. Er konnte zwar etwas besser Latein als dieser, verstand aber von den „Griechischen Schriften“, also von griechischer Philologie und orthodoxer Theologie, nach Einschätzung Elßners, der ihm einige Irrtümer in seinen Aussagen nachweist, kaum etwas.<sup>26</sup>

Anastasios Dorostamos stammte aus einer wohlhabenen Kaufmannsfamilie in Patras. Da er bei seinem Berliner Aufenthalt 46 Jahre alt war, muß er etwa 1690 geboren sein. Damals stand ein großer Teil der Peloponnes noch unter venezianischer Herrschaft. Außer Griechisch und Türkisch hatte er daher auch Französisch und vor allem Italienisch sowie etwas Latein gelernt.

25 J.P. Kohlius, *Ecclesia Graeca Lutherizans*. Lübeck 1723.

26 s. bes. p. 343-45, dazu einzelne Bemerkungen in den anschließenden Nachträgen. Nach Elßner ergibt der Band inhaltlich aber eigentlich nichts, was nicht von Dorostamos besser und zuverlässiger gesagt war.

Seine beiden Brüder lebten noch in Patras, sein älterer Bruder übernahm das Handelsgeschäft, sein zweiter Bruder wurde dort Pfarrer an der Kirche Ag. Nikolaos. Er selbst wurde ebenfalls Geistlicher und nahm den Namen Athanasios an.

Als die Osmanen die Peloponnes von den Venezianern zurückeroberten, wurde Dorostamos als ganz junger Diakon in Nauplia/Napoli di Romania gefangengenommen und erst nach Smyrna, dann nach Konstantinopel gebracht. Dort wurde er vom Patriarchen Jeremias III. aus der Sklaverei „nebst den Seinigen“ freigekauft; als Lösegeldsumme für ihn werden 2000 Thaler genannt. Ob mit den „Seinigen“ seine Brüder oder andere Angehörige gemeint sind, wird aus dem Text nicht klar. Auf jeden Fall war ihr Besitz in Patras zwischenzeitlich wohl entfremdet worden, denn erst nach dessen Rückgabe konnten sie dem Patriarchen ihr Lösegeld erstatten. Der Patriarch muß von Dorostamos einen guten Eindruck bekommen haben, denn er machte ihn zum Abt des Paraskevi-Klosters in Jassy, dem Hauptort und Bildungszentrum in Moldavien. Bald danach kam er als Archimandrit nach Braila an der Donau. Wenn er aus nächster Nähe die Gefangennahme König Karls XII. von Schweden durch die Türken in Bender 1713 und seine Deportation nach Demotika mitbekam<sup>27</sup> (p. 4), dann hat seine eigene Gefangennahme in Nauplia und der Freikauf durch den Patriarchen offenbar bereits einige Zeit vor 1713 stattgefunden. Schließlich holte Jeremias III. ihn „vor etwa 14 Jahren“, d.h. gegen 1722, ins Patriarchat in Konstantinopel ins Amt eines „Archimandriten des Patriarchen“, also als eine Art rechte Hand oder Geschäftsführer des Patriarchen. Dort war er auch für den Athos zuständig.

Zehn Jahren zuvor, also um 1726, hatte Dorostamos bereits erfolgreich auf den noch von Venedig beherrschten Ionischen Inseln eine Sammelaktion zugunsten des abgebrannten Patriarchats im Phanar durchgeführt, das durch diese Spenden und die des Zaren Peter prächtiger als zuvor wiederaufgebaut werden konnte (Abb. 3). Aufgrund dieser Erfolge schickte ihn der Patriarch Mitte der 1730er Jahre zusammen mit mehreren Diakonen und Mönchen nach Mitteleuropa, um Spenden für den Gefangenenfreikauf zu sammeln. Auf dem Hinweg raubten ihn aber Banditen in Siebenbürgen vollständig aus und töteten sogar einen der ihn begleitenden Diakone. Immerhin konnte er aber den Patriarchenbrief retten. Der Bischof von Sebes oder Sebesvar<sup>28</sup> bei Belgrad kleidete ihn daraufhin neu ein.

Bevor Dorostamos nach Berlin kam, hatte er bereits Wien besucht und sogar eine Audienz bei Kaiser Karl VI. erhalten, offenbar auch - Elßner deutet das nur verklausuliert an (p. 8: „woselbst er ein gnädiges Gehör bey dem kayser gehabt“) - mit finanziellem Erfolg, und war dann durch Böhmen und Schlesien - damals noch habsburgisch - nach Frankfurt an der Oder gereist. Dort hatte er offenbar Kontakt mit dem Theologieprofessor und Hofprediger Jablonski, bevor er nach Berlin gekommen war. Von Berlin aus brach er nach Skandinavien auf, wurde aber in Hamburg krank und kehrte in Begleitung des Abtes Theokleitos, den er dort getroffen hatte, wieder zurück (p. 343). Wieder genesen wollte er dann nach Holland weiterreisen (p. 346 f.). Über den weiteren Verlauf und Erfolg seiner Mission ist natürlich nichts gesagt. Zehn Jahre später schickte Elßner seinem Band aber noch eine Fortsetzung<sup>29</sup> hinterher, in der er Dorostamos und die Echtheit seines Anliegens verteidigte. Anlaß war ihm die Geschichte eines griechischen Mönches, der in gleicher Weise gesammeltes Geld veruntreut hatte und deshalb in den Niederlanden verurteilt und hingerichtet worden war. Was sein eigenes Ziel anging, mit

27 Leider berichtet Elßner nicht, worin die Differenzen im Bericht des lokalen Zeugen dieser Ereignisse Dorostamos gegenüber der Darstellung in der damaligen Literatur, Motraye und Voltaire, bestanden, da es ausdrücklich nicht zur Sache gehörte.

28 Semendria etwas donauabwärts von Belgrad, damals (1718-39) unter habsburgischer Herrschaft.

29 Jacob Elßner, *Fortsetzung der neuesten Beschreibung der Griechischen Christen in der Turkey, Zusätze und Erläuterungen, nebst einem Anhang von der Vortreflichkeit des gelobten Landes, mit Kupffern*. Berlin 1747; s. Benz, *Ostkirche* 111 f.

seinem Buch ebenfalls Geld für Dorostamos' Sammlung zusammenzubringen, so mußte er zugeben, daß er damit wenig erfolgreich gewesen war.

\*\*\*

Ein besonderer Wert des Buches von Elßner liegt darin, dass er nebenbei Dorostamos' Äußerungen über die allgemeine Lage der Griechen referiert und kommentiert. Vor allem im Schlußkapitel sind solche Bemerkungen zusammengefaßt (pp. 316-341), die hier zuerst referiert werden sollen.<sup>30</sup> Es beginnt mit statistischen Angaben zur *Zahl der griechischen Einwohner* (p. 318 f.). Im allgemeinen wohnten Griechen und Türken gemischt. Die Griechen seien meist in der Überzahl, wobei vor allem der europäische Teil des osmanischen Reiches gemeint ist; besonders zahlreich wären sie auch auf den ägäischen Inseln, während sie in Kleinasien meist „dünn geworden“ seien. Die von Dorostamos gegebenen Zahlen für die Einwohner Konstantinopels - 400 000 Griechen, weniger als 100 000 Armenier und nur wenige Katholiken - erscheinen Elßner schon aus inneren Gründen glaubwürdiger als die Zahlen der Jesuiten, die umgekehrt nur 200 000 Griechen, aber 400 000 Armenier dort sowie 12.000 Katholiken in Galata angeben (*Nouveaus Memoirs des Missions* I, p. 3 f. 7. 12). Eher paßten die im Nachtrag (p. 380) zitierten Zahlen aus der Reisebeschreibung des Abtes Simpertus von 300.000 Griechen und 7.000 Katholiken bei insgesamt zwei Millionen Einwohnern in Konstantinopel. Als Gesamtzahl erscheint das für das frühe 18. Jh. doch sehr hoch gegriffen.

Elßner rühmt die Freigebigkeit der Griechen bei Freikauf der *griechischen Gefangenen bzw. westlichen Sklaven* und ruft, allein schon um der Glaubwürdigkeit der evangelischen Kirche willen, zu weiteren Spenden auf. Diesem Zweck widmet er auch die Einkünfte aus dem Verkauf seines Buches. Unter den Sklaven waren aber auch Leute aus Mitteleuropa. Die schon seit mehreren Jahrhunderten, aber auch im frühen 18. Jh. noch aktuelle Gefahr, bei Reisen oder Unternehmungen im Mittelmeer in Sklaverei zu geraten, behandelt Elßner im 2. Kapitel auf der Grundlage von Dorostamos' Bericht und dem zweisprachig vorgelegten Patriarchenbrief.

Die Lage der westlichen Gefangenen sei zwar miserabel, aber grundsätzlich würden sie immerhin freier gehalten als Sklaven im Westen selbst, so hätten sie keine Ketten zu tragen (p. 12). Daß sie von den Türken gut gehalten würden, sei allerdings auch durch die Sorge um ihre Arbeitskraft oder die Hoffnung auf ihren Lösegeldgewinn zu erklären. Trotzdem sei ihre Situation nicht ungefährlich. Sie müßten alles tun, was der Besitzer verlange, sonst gäbe es Schläge (p.13 f.). Viele vergäßen in der Sklaverei die christlichen Lehren oder würden abtrünnig (p. 15 ff.), weniger Griechen als Westeuropäer, insbesondere die evangelischen Gefangenen (er nennt Franzosen, Engländer und auch Deutsche), weil sie keine Prediger dort hätten und von den katholischen Vertretern natürlich nicht losgekauft würden. Von den katholischen Missionaren würden sie eher noch gequält oder aber zum Konvertieren gebracht.

Bei der Eroberung der venezianischen Besitzungen auf der Peloponnes durch die Osmanen, die schließlich 1718 durch den Frieden von Passarowitz besiegelt wurde, wurden viele Griechen gefangen genommen; ein Teil sei sofort hingerichtet worden. Auch der französische Reisende Paul Lucas bezeuge in seinem Reisebericht (von 1724), daß 40.000 nach Kleinasien gebracht wurden, besonders nach Smyrna, so wie auch Dorostamos selbst. Ein großer Teil davon sei noch in Gefangenschaft (p. 18 f.).

Da der Patriarch nicht alle loskaufen kann, bittet er in seinem Brief an die Europäer um finanzielle Unterstützung bei der Loskauf-Aktion. Dem griechischen Text (p. 20-27) folgt eine von Elßner bearbeitete Übersetzung (p. 28-44), in der (p.19) Abschreibefehler und

30 Im folgenden werden einfach die Seitenzahlen Elßners in Klammern im Text gegeben, ohne die umfangreichen Zitate aus der von Elßner zitierten Literatur hier zu wiederholen.

Wiederholungen korrigiert sind. Zum besseren Verständnis ist sie gleich mit erläuternden Anmerkungen versehen.

Was die aktuelle *politische Lage der Griechen* angeht, so hält Elßner (p. 319 ff.) - und so vermutlich auch Dorostamos - einen Aufstand der Griechen gegen die osmanische Herrschaft für ganz unwahrscheinlich. Vor allem wegen der überlegenen Macht und Wachsamkeit der Türken und ihrer Bereitschaft, notfalls jederzeit hart zuzuschlagen, seien die Griechen ganz apathisch. Ob der tiefere Grund dafür allerdings in der „Blödigkeit des niedergeschlagenen Volkes“ oder einfach in der Gewöhnung zu suchen sei, darauf weiß er keine Antwort.

Als den entscheidenden Punkt sieht er aber die Tatsache an, daß die Griechen auf jeden Fall die türkische Herrschaft der der Katholiken vorzögen. Das bezieht sich kaum mehr auf die Ordensritter oder gar die Kreuzfahrerstaaten, sondern auf Venedig, das gerade erst seinen Festlandsbesitz verlor und nur noch die ionischen Inseln hielt, und auf die unter einer erneuerten lateinischen Herrschaft möglichen Unionsbestrebungen. Das zeigen die Bemerkungen, daß sie von deren Auswirkungen auf ihr Leben genügend negative Erfahrungen hätten gewinnen können; vor allem sei unter einer lateinischen Herrschaft keine Gewissensfreiheit gegeben, unter den Osmanen dagegen durchaus. Das bedeutet implizit, daß als Alternative zur osmanischen Herrschaft für die Griechen nur eine orthodoxe akzeptabel wäre. Rußland als einzige orthodoxe Macht sei aber noch nicht stark genug, um es mit der Türkei aufzunehmen (p. 320 f.). Elßner denkt offenbar an die Rüstungen Peters des Großen und sieht Rußland ganz richtig als aufstrebende Großmacht. Tatsächlich erwarteten die Griechen bereits Hilfe von Rußland gegen die Türken, zumal nach einer Weissagung (p. 320 f. zitiert er Ricaut p. 93) von den Russen die Rettung zu erwarten wäre. Diese Hoffnung sei aber auch den Türken bekannt, daher bestünde bei einem Krieg mit Rußland immer besonderer Argwohn der Türken, der zu Durchsuchungen nach Waffen usw. führte. Schließlich hatte bereits im 15. Jh. der Moskauer Großfürst mit dem Zarentitel als Nachfolger der byzantinischen Kaiser implizit den Besitz von Konstantinopel in Anspruch genommen. Immerhin betont Elßner einmal auch, welche große Belastung es für die Griechen selbst bedeute, daß sie ihr Reich, ihre Macht, ihre Paläste und Kirchen in der Hand der Türken sähen (p. 336 f.). Das traurige Bewußtsein des Verlustes der Macht bei den Griechen, das Elßner erwähnt, bezieht sich drei Jahrhunderte nach der Eroberung Griechenlands und Konstantinopels natürlich vor allem auf die historisch gebildeten Geistlichen und Gelehrten, wohl weniger auf die konkreten Verluste der bisher unter venezianischer Herrschaft lebenden Griechen, zu denen auch Dorostamos' Familie gehört hatte. Denn bei Erfolgen im Krieg ergoß sich der Spott der Türken über die Griechen (p. 321), so eben auch bei der Eroberung der Peloponnes von den Venezianern. Bei internen Aufständen verhielten die Griechen sich daher sicherheitshalber ganz zurückgezogen, um nicht fälschlicherweise gleich mitbestraft zu werden, oder versuchten, sich ganz herauszuhalten.

Demgegenüber könnten die Juden unliebsamen türkischen Würdenträgern bis hinauf zum Großwesir oft erfolgreich durch Bestechung schaden, „mit ihren Ränken und Macht des Geldes“, wie es bei Elßner wohl mit dem üblichen antijüdischen Vorurteil negativ ausgedrückt ist, zumal sie offenbar überhaupt allein schon wegen ihrer großen Zahl - unklar, ob aus der Perspektive der griechischen Kaufleute oder von Berlin - von vornherein mit Vorurteil betrachtet werden (p. 322 Anm.): „Des Volckes ist eine grosse Zahl, sonderlich zu Constantinopel und Thessalonich, welches sich mit seinem durch schändlichen Gewinn zusammen gescharrten u. erwuchertem Gelde bey denen Türcken, wie sonst überall, erhält.“ Hier wirkt sich auch der wirtschaftliche Vorteil aus, den die Einwanderung der aus Spanien vertriebenen Juden nach Thessaloniki dem Sultan brachte.

Das *griechische Schulwesen* lag weitgehend bei den Kirchen. Höhere Schulen beständen in Patmos, Demotika, Ioannina und noch einige andere. Danach war ein Theologiestudium im

Patriarchat oder auf dem Athos möglich. Das Medizinstudium betrieb man entweder direkt bei den Ärzten oder in Westeuropa: Griechen studierten u.a. in Frankreich, Deutschland, Holland oder England. Elßner findet es bei allen Abstrichen erstaunlich, daß es überhaupt unter der türkischen Herrschaft möglich gewesen wäre, einen so hohen Bildungsstand zu erhalten (p. 379).

Ein Punkt von besonderem Interesse ist die *Kopfsteuer* (p. 322 ff.). Alle griechischen Männer hatten sie ab einem Alter von 14 Jahren zu zahlen, Geistliche und Kaufleute nach Rang bzw. Umsatz mehr, Frauen waren davon ausgenommen. Auch Ausländer, die unter dem Schutz ihrer Gesandten standen und in alter Tradition noch Franken genannt wurden, waren davon frei, mußten als Kaufleute natürlich ihre Waren versteuern. Frei von der Kopfsteuer waren auch die gut hundert „Musselim“, d.h. die „Treuen“, genannten griechischen Wächter der Pulvermagazine in der Befestigung Yedikule im Südwesten der Stadt Konstantinopel und die Griechen in der Marine. Im Landheer gab es dagegen zwar christliche Vlach und Moldauer, aber nur ungerne Griechen. Elßner ergänzt dazu, daß nach dem Bericht Marsigli, *L'État militaire de l'empire Ottoman* p. 86, auch die Reparatoren der Anmarschstraßen für die osmanische Armee auf dem Kriegszug und die Betreuer der Kanonen von der Kopfsteuer befreit waren.

Sowohl Juden als auch Griechen zahlen auch jeweils die Kopfsteuer für die Armen, die sie nicht aufbringen können, mit. In diesem Sinne korrigiert Dorostamos Cornelius le Brun, der das bei den Juden lobt, bei den Griechen aber bestreitet und behauptet, wenn die armen Griechen nicht zahlen könnten, müßten sie zur Not Türken - also Muslime - werden (p. 323 Anm.).

Als besondere Vorteile der osmanischen Regelung stellt Elßner (p. 329 f.) heraus, daß die Kopfsteuer nie erhöht wurde, auch nicht für die Bedürfnisse von Kriegen, wie das in Europa damals üblich war. Vor allem aber war mit der Zahlung der Kopfsteuer den Griechen Sicherheit vor Willkür gegeben; kein Türke durfte ihnen etwas tun, auch nur in ihr Haus eindringen oder gar etwas wegnehmen. Ebenso bestand danach auch Gleichheit vor dem Richter für Griechen wie Türken, die nur eben keine Kopfsteuer zahlten. Die gegenteilige Behauptung bei westlichen Schriftstellern (wofür Elßner p. 325 noch Thomas Smith und Heineccius anführt), daß Christen vor türkischen Gerichten immer unterlügen, könne also nicht stimmen.

Eine geschickte Lösung der osmanischen Verwaltung zur Sicherung der *Freizügigkeit in der Türkei* war es, daß man die Zahlungsbescheinigung über die Kopfsteuer, die jedes Jahr in einer anderen Farbe ausgegeben wurde, immer bei sich tragen mußte. Denn so konnte man damit überall die erfolgte Zahlung nachweisen und sich daher überall frei bewegen, wie man wollte, und zwar auch Christen und Juden gleichermaßen. Damit bestätigt Elßner indirekt auch, daß die Freizügigkeit für Juden in Mitteleuropa stärker eingeschränkt ist. Er weist nicht ausdrücklich darauf hin, aber die Osmanen wußten natürlich, daß sie von der Freizügigkeit der Nichtmuslime durch die erhöhten Steuereinnahmen profitierten. Auf Handelswaren wurden wie gesagt Ein- und Ausfuhrsteuer von durchaus erträglicher Höhe erhoben (p. 326), auch von den Ausländern. Auch für Fremde galt in Konstantinopel die Freizügigkeit, alles zu besichtigen. Für diese wäre es empfehlenswert, sich zur Begleitung einen Janitscharen als Hilfe und Schutz zu nehmen (p. 327). Rechnete man hinzu, daß die Lebenshaltungskosten in Konstantinopel sehr gering waren, so bot das Leben dort sogar große Vorteile, wie Elßner - also Dorostamos - betont.

Wenn Elßner sagt: „Das Türckische Volk hat die größte Freyheit“ (p. 327), formuliert er weniger einen Gegensatz zu den zuvor genannten Nicht-Muslimen, den Christen und Juden, sondern spielt vielmehr mit diesem Satz auf die in Europa wohl bekannte und verbreitete Sicht von Gewalttätigkeit und Willkür des osmanischen Regimes an, denn er betont im selben Satz gerade ausdrücklich, daß die Willkür des Sultans nur für seine ganz hohen Beamten gefährlich sei. Insofern wird indirekt eher sogar ein Vergleich mit den Zuständen in Mitteleuropa

suggeriert, wo es für hohe Hofbeamte durchaus auch ähnlich gefährlich werden konnte, die allgemeine Bevölkerung aber weniger Freiheit hatte. Ein Kirchenasyl für normale Verbrecher wie im Westen ist in der Orthodoxie nicht denkbar, zumal die Türken es sowieso nicht erlaubt hätten (p. 308). Asyl konnten in Konstantinopel allerdings die westlichen Gesandten gewähren.

Der Eid eines Christen wird von türkischer Seite ohne weiteres akzeptiert (p. 332 f., vgl. p. 76), insbesondere wenn er in Gegenwart eines Priesters geleistet wurde, und im Notfall verlangen die Türken sonst die Exkommunikation des Delinquenten durch den Patriarchen und zahlen auch Gebühren dafür (p. 82).

Wie er die Behauptung, daß Christen vor türkischen Gerichten immer ungerecht behandelt würden, ablehnt, so bringt Elßner umgekehrt Beispiele, die zeigen, daß für die Griechen *mehr Druck durch die Lateiner als durch die Türken* zu fürchten sei (p. 335 f. - auch hier verweist er auf die Bestätigung von Dorostamos' Angaben durch die neueste westliche Literatur), durch Klagen orthodoxer Griechen über Unrecht und Gewalt durch christliche Obrigkeiten katholischer Konfession, wie es ihnen von Seiten der Türken nie passierte. Mit Blick auf die Eroberung der Peloponnes fügt er allerdings hinzu, daß das nur im Frieden, nicht im Krieg gilt.

Wenn der Patriarch alljährlich (an Quadragesimae) die Ketzer bannte, was vom hochmittelalterlichen Streit und jahrhundertelangen Schisma seit 1054 herrührte, dann sind damit nach Elßners Meinung vor allem auch die Katholiken gemeint, nicht aber die Protestanten (die es ja damals noch gar nicht gab), weil er sie in seinem Brief „Liebhaber Christi“ und „geliebte Kinder“ nennt (p. 79 f.). Allerdings zielt der Brief des Patriarchen ja auf den Zweck des Almosensammelns - und das betrieb Dorostamos beim katholischen Kaiser in Wien ebenso wie beim reformierten König von Preußen und anderen evangelischen Fürsten.

Elßner führt auch Belege an, daß Griechen gelegentlich Türken um Hilfe bitten mußten, um sich der katholischen Unions- und Missionsversuche zu erwehren (p. 335 f.) Das habe daher auch einmal zum Verbot der Jesuiten im ganzen osmanischen Reich geführt. Die Jesuiten hätten ihre Bemühungen, den nichtunierten orthodoxen Griechen durch Bestechung der Türken Schwierigkeiten zu bereiten, einmal so übertrieben, daß die Türken selbst ihre Gefährlichkeit durchschaut und den Orden verboten hätten (p. 272). Der Papst sei nicht nur bei den Griechen, sondern auch bei den Türken so verabscheut, daß die Jesuiten leugneten, mit ihm zu tun zu haben, und sich stattdessen immer auf den König von Frankreich als ihr Oberhaupt bezögen (p. 267 f. Anm.). Auch die Jesuiten selbst seien aber wegen ihrer Tricks und Täuschungen bei den Griechen verhaßt (269 f.). Als einen besonders ausgefallenen und hinterhältigen Beleg für die trickreiche Politik des Papstes sieht er einen von Jean Aymon publizierten Brief von Papst Pius II. an Mehmet II. Fatih an, in dem der Papst dem Eroberer Konstantinopels die Anerkennung der osmanischen Herrschaft anbietet, wenn er ihm dafür seine Hilfe böte zur Bezwingung der Ketzer - gemeint der Orthodoxen, die die Union mit Rom ablehnten.

Das Licht, das sich an Ostern im Heiligen Grab in Jerusalem angeblich von selbst entzündete, wodurch die Richtigkeit der orthodoxen Osterterminberechnung im Streit mit dem westlichen bestätigt würde, wurde künstlich hergestellt und bietet Elßner Anlaß zu Theorien über die technische Methode (p. 289 ff.). Er amüsiert sich über den Streit der Lateiner, die doch zur Kreuzfahrerzeit selbst dieses Licht gemacht hätten - nur eben zu ihrem eigenen Termin. Neid spiele hier auch mit; immerhin brachte dieses österliche Lichtwunder in der Grabeskirche der orthodoxen Kirche in Jerusalem jährlich 20.000 Thaler ein (p. 354 zu p. 95). Als Parallele nennt Elßner den Trick bei der Blutverflüssigung des Heiligen Januarius in Neapel, der vor kurzem von dem Berliner Chemiker Prof. Neumann entdeckt worden und für jeden Chemiker leicht nachzuahmen sei (p. 378 f.).

Die Schauspiele der großen Prozessionen wie bei den Katholiken gibt es in der orthodoxen Kirche außerhalb der Gottesdienstliturgie nicht. Wo es mehr Prozessionen gebe, handele es sich

immer um Einflüsse und Nachahmungen der Lateiner (p. 310 f.). So führten die Orthodoxen in Smyrna, wo es alle Freiheiten für orthodoxe wie katholische Christen gebe, ähnliche Prozessionen durch wie die Katholiken, ebenso in Jerusalem und auch im lange Zeit venezianischen Kreta (p. 310 f. Anm.). Den Grund für die besondere Stellung Smyrnas spricht Elßner nicht an. Den Einsatz von Zwang und brutaler Gewalt durch manche christlichen Regierungen - gemeint sind die Katholiken, die noch die Inquisition für unabdingbar nötig hielten (p. 328 ff.) - sieht Elßner im krassen Gegensatz zur Religionsfreiheit unter den Osmanen. Dabei verweist er auf die katholische Mission in Indien.

Elßner zitiert als authentische griechische Quelle des öfteren das 1661 in Helmstedt gedruckte Bekenntnis des Metrophanes Kritopulos, ebenfalls eines Mitarbeiters des Patriarchats von Konstantinopel. So wunderte dieser sich schon über die *Religionsfreiheit*, daß die Türken den orthodoxen Gottesdienst genauso wie zuvor unter dem griechischem Kaiser zuließen (p. 339). Tatsächlich erlaubte Mehmet II. nach der Eroberung Konstantinopels, die Patriarchenwahl nach der bisherigen Art durchzuführen. Er beschenkte den ersten Gewählten, Gennadios, in der gleichen Weise wie es bisher der Kaiser getan hatte, um ihn für seine Herrschaft zu gewinnen (p. 50), und ließ ihn ehrenvoll durch die Stadt ins Patriarchat einziehen.

Vor allem gebe es keine gewaltsame Mission, auch die Türken legten Wert darauf, daß man das nicht denkt! Elßner weist einschränkend darauf hin, daß andererseits die Araber und schon Mohammed mit Gewalt missionierten. Zudem konnte ein Verbrecher durch Übertritt zum Islam sein Leben retten. Ansonsten würden Konvertiten vielmehr oft abgewiesen, insbesondere dann, wenn man anderweitige Gründe für diese Entscheidung erkennen könne: Dann würden die Aspiranten beschimpft und geschlagen. So gäbe es nur sehr wenige Renegaten, und wenn, dann mehr unter den fremden Westeuropäern; die Griechen nähmen dagegen in der Regel lieber große Verluste in Kauf, anstatt zu konvertieren (p. 337 f.).

Beim Gottesdienstbesuch gebe es keine Behinderungen, darauf stünde für Türken sogar Strafe. Innerhalb der Kirche darf man die Türken sogar ungestraft als Ungläubige beschimpfen - in der Öffentlichkeit natürlich nicht (p. 328 Anm.\*). Ebenso tue es der Patriarch selbst, wenn er neben den Ketzern auch die Türken ganz ausdrücklich mit dem Bann belege (p. 79 f.).

An Ostern haben die Griechen volle Freiheit, für drei Tage übermütig auf den Straßen zu feiern, mit Geschrei und mit Weingläsern in den Händen beim Tanz; dabei halten sich die Türken ebenso zurück wie umgekehrt die Griechen am Bayram, um nicht von der Gegenseite verspottet zu werden.

Wenn es Krieg mit den christlichen Nachbarn gibt, fragt der Sultan den Patriarchen - ebenso wie die griechischen Fürsten von Moldau und Wallachei und auch seinen eigenen Mufti - um Rat, aber in allen Fällen nur der Form oder Ehre halber und auch, damit er die Griechen bei der Stange hält (p. 78 f.).

Die Türken hätten keine Scheu beim Umgang mit Griechen, und die Würdenträger besuchten gern die Geistlichen und den Patriarchen. Als einen Grund dazu weist er auf die Gelegenheit zum Weingenuß hin. Die Beliebtheit des Weins bei den Türken - wenn auch heimlich genossen - bestätigten alle Reisenden. Als Grund zur Ablehnung des Verbotes heiße es gern, Mohammed habe den Wein nur unter den konkreten Umständen seiner Zeit verboten; dagegen sei mäßiger Genuß heutzutage erlaubt (p. 334 f. mit Hinweis auf die neuere Literatur). Auch die griechischen Mönche stünden bei Türken in hohem Ansehen (p. 107). Nonnenklöster gäbe es wegen der Armut der Griechen in Konstantinopel nicht mehr und auch sonst kaum. Die wenigen noch existierenden würden aber ebenfalls von den Türken geachtet (p. 123 f.).

Sogar über den *angeblichen Glauben von Türken an orthodoxe Lehren oder Riten* sammelt Elßner Belege. Allerdings klingt der Bericht, daß einige der „nachdencklichsten“ Türken bei gefährlichen Krankheiten ihre Kinder oder sogar sich selbst taufen lassen würden (p. 332), sehr

nach Verallgemeinerung von Einzelfällen. Elßner meint dazu, aus einem Vergleich von christlicher und muslimischer Lehre und aus der Kenntnis der Biographie der Religionsgründer müsse sich diese Entscheidung von selbst ergeben. Wenn er vermutet, daß nur Äußerlichkeiten wie die Zeremonien und der Bilderdienst viele Türken von der Konversion abhielten, klingt das doch sehr protestantisch. Er gibt später aber zu, daß vor allem die kriegerischen Erfolge der Osmanen und auch die Laster der Christen eine abschreckende Wirkung hätten.

Daß gerade die Zeremonien nicht abschreckend sein dürften, zeigt schon Elßners nächster Absatz, in dem gerade betont wird, daß die Türken den griechischen Zeremonien viel Glauben beimäßen und besonders dem Weihwasser. So besuchten sie gern Brunnen mit heiligem Wasser, z.B. einen Brunnen im Dorf Paraskeva, wo Dorostamos Abt gewesen war, oder am Fest der Verklärung Christi einen Brunnen im Serail von Konstantinopel, wo man sich vom Wasser und Sand aus dem Brunnen „Wunder“ erhoffte. Dasselbe gelte auch von heiligen Gräbern, aus denen Wunderöl flösse, das sogenannte Agiasma. Sie erwarteten davon Hilfe gegen böse Geister, und „Erquickung“ (p. 33). Dorostamos berichtete von heiligen Öl aus dem Grab des heiligen Demetrios in Thessaloniki, „welches an Türcken und Griechen Wunder-Curen thue“ (p. 198 Anm.). Die grundsätzliche Erklärung, solche Dinge seien von Weisen der Vorzeit eingerichtet worden, also müsse auch etwas daran sein, hatte schon zwei Jahrhunderte zuvor der Habsburger Gesandte Augier de Busbecque gehört (p. 334). Überhaupt hätten die Türken eine große Meinung vom Wasser-Segen und Meeres-Segen der Orthodoxen (p. 295). Ebenso führt Elßner an, daß Türken auch orthodoxe Geistliche um Fürbitte ersuchten. Er zitiert den Fall eines Jesuiten (334), der sogar auf einer türkischen Galeere Geister austreiben sollte.

Andererseits gab es aber auch verschiedene *türkische Repressalien*, über die man klagt. Zerstörte Kirchen dürfen nicht ausgebessert werden ohne große Zahlungen; auch sonst werde jede Gelegenheit zur Erpressung von Geld von der Kirche genutzt (p. 336 f.). Viele Kirchen verfielen daher einfach oder würden in Moscheen umgewandelt. Eine Erlaubnis zur Reparatur sei kaum zu erlangen (p. 309). Umhänge-Kreuz würden von den griechischen Geistlichen nur im Gottesdienst getragen, nicht mehr auf der Straße, um nicht in der Öffentlichkeit angegriffen zu werden (p. 346). Grundsätzlich werden im ganzen Buch immer wieder alle möglichen Anlässe beklagt, die türkische Beamten nutzen, um offiziell oder durch Bestechung Geld zu erpressen. Das gilt insbesondere vom Patriarchen selbst bei der Wahl und seinen Jahreseinnahmen sowie allen außerordentlichen Unternehmungen. So hatte der Patriarch von seinen Einkünften, die als etwa 120 000 Gulden oder 40 000 Taler angegeben werden, mehr als die Hälfte an die Türken abzuführen (p. 82 f.). Für weitere Reisen mußte er sich die Genehmigung des Großwesirs einholen und auch bezahlen (p. 87). Wie die hohen osmanischen Beamten konnte der Patriarch leicht ohne Untersuchung und Verteidigung nur aufgrund von Verleumdung abgesetzt werden, so wurde der vorherige Patriarch Jeremias III. von seinem eigenen Archidiakon aus Rache verleumdet, er konspirierte mit Rußland, und blieb bis zur Zahlung einer hohen Summe inhaftiert (p. 88 f.). Das Beispiel von Kyrillos Loukaris zeigt, daß es auch schlimmer kommen konnte. Auch seien viele Ländereien an türkische Landbesitzer verteilt worden, griechische Bauern mußten sie bebauen und den türkischen Besitzern dafür einen großen Anteil zahlen und auch noch deren Hochmut ertragen (p. 337).

Besonders schöne Mädchen würden ins Serail entführt. Als Beispiel nennt er die Frau des Sultans Achmet, eine griechische Witwe, deren Sohn aus erster Ehe orthodoxer Priester war (p. 337 Anm.\*). Dagegen trafe das Gerücht vom sog. Kinder-Zehnten oder der Einsammlung der Erstgeborenen als zukünftige Janitscharen - eine Unsitte, die in Europa das Bild der Türken besonders verdunkelte - nicht mehr zu, was auch in der jüngeren Literatur registriert worden sei (p. 330 f.). Als Beleg dafür, daß es früher aber tatsächlich vorkam, zitiert er nur Kritopulos' Aussage, daß es das in seiner Zeit noch gab.

Nur auf dem Athos und auf Patmos sind Glocken erlaubt, weil die Klöster hier so abgelegen sind und es dort keine Türken gibt. Ansonsten werden stattdessen nur Eisenschienen an Bäumen vor der Kirche mit Hammer angeschlagen (p. 107). Der heilige Berg Athos ist ausführlicher beschrieben (104 ff.). Bedrängter ist das Leben der Mönche im festungsartigen Katharinenkloster auf dem Sinai (p. 110 ff.), obwohl es durch Mohammed besonders verehrt wurde und auch muslimische Pilgerstätte ist. Seine ganze Versorgung wird von Alexandria geschickt, zumal seine früheren Einkünfte aus Kreta nach dessen Eroberung durch die Osmanen versiegt sind. Die Mönche trauten den sie versorgenden Araberfamilien nicht. Ebenso sei das Saba-Kloster bei Bethlehem wegen Bedrängung durch die Araber aufgegeben worden.

Aufschlußreich für die Veränderungen in den griechischen Städten im Lauf der Zeiten sind die Angaben zum gegenwärtigen Zustand der *zwölf für die Patriarchenwahl zuständigen Bischofsstädte* (p. 54 f. Anm.), ehemals in etwa die bedeutendsten Städte des Umfeldes, deren Zustand von dem Wandel der Wirtschaftssituation abhing. So sei Herakleia in Thrakien nur noch ein Dorf in Ruinen, die Kirche aber besser als die Patriarchatskirche in Konstantinopel, Kyzikos sei nur noch ein Steinhaufen, Chalkedon auch nur eine „elende“ Stadt, Selymbria an der Propontis nur noch eine mäßige Stadt. Prokonnesos war die berühmte Marmorinsel. Derkon sei die Gegend um Konstantinopel. Philoppopolis, Thessaloniki, Nikaia und Nikomedeia blühten auf, Prusa und Adrianopel waren ehemals und gelegentlich immer noch Sultansresidenzen und auch entsprechend reich. Das Ergebnis ist symptomatisch für die Situation, die Hälfte dieser Bischofssitze ist ihren Namen kaum mehr wert. In vielen Bistümern in Kleinasien seien kaum noch Kirchen und Gläubige vorhanden. Sie würden aber weiterhin wegen des Ansehens des Christentums besetzt (p. 97 f.).

Bei der Beschreibung der griechischen Ämter, Institutionen, Zeremonien, Trachten und der damit verbundenen Vorstellungen achtet Elßner (p. 45 ff.) immer wieder mit eigenen Beobachtungen und Diskussion der Hypothesen in der einschlägigen jüngeren westlichen Literatur darauf, was aus der altchristlichen Kirche abzuleiten ist oder aus heidnischen Kulturen, aus dem Judentum oder sonst aus anderen Quellen, oder ob etwas gelegentlich erst in jüngerer Zeit entwickelt oder auch sogar aus der katholischen Kirche übernommen worden ist. Beispiele bieten sich etwa beim *Ökumenischen Patriarchen*, der in einem eigenen, dem 3. Kapitel behandelt (p. 45 ff.) wird. So leitet Elßner den in zwei Schlangenköpfe auslaufenden Patriarchenstab (Abb. 2) vom Kerykeion des Gottes Hermes ab (p. 65 Anm.). Vom Patriarchen als dem höchsten Vertreter der Griechen sei auch der doppelköpfige verwaiste römisch-byzantinische Kaiseradler nach Fall des Kaisertums 1453 okkupiert worden, der nach der Beschreibung auch am Brief des Patriarchen zu sehen ist. Daß er allerdings im Gottesdienst eine Kaiserkrone trage (p. 49), erklärt er selbst in der Anm. richtiger, zumal ja auch andere geistliche Würdenträger liturgische Kronen tragen. In einem Kupferstich (Abb. 2) ist nach Dorostamos' offensichtlich sehr detaillierter Zeichnung der Patriarch in seinem Ornat wiedergegeben, auf dem Haupt die Krone, in der Linken den heroldsstabartigen Patriarchenstab, dazu sieht man in einem Medaillon unten auch den doppelköpfigen Adler. Klingt schon das recht kritisch, hat Elßner für die Prachtentfaltung von Patriarch und Bischöfen beim Gottesdienst ebenso wie sein Vorläufer Heineccius gar kein Verständnis (p. 70). Als vorgeschoben kritisiert er alle Begründungen, die ihm offensichtlich Dorostamos dafür gegeben hatte, daß der Prunk die alttestamentarischen Hohenpriester zum Vorbild habe, daß er nur zur Ehre Gottes diene und den Respekt der Türken erwecken solle. Hier kann er die Grundeinstellung des Reformierten nicht verleugnen.

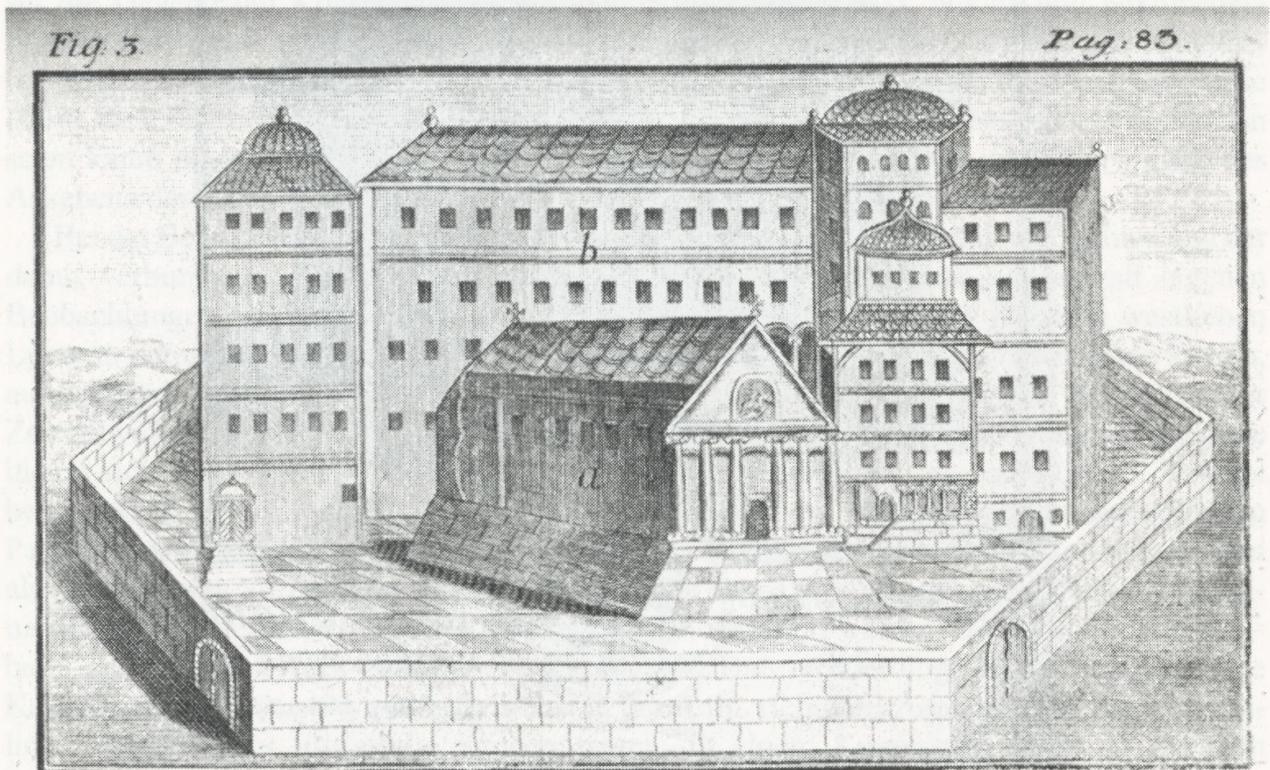


Abb. 2 Georg Friedrich Schmidt, Berlin: Der Patriarch,  
Kupferstich in J. Elßner, *Neueste Beschreibung*, nach p. 62.

Den Patriarchen wählen (p. 50 ff.) zwölf Bischöfe der Umgegend, es reicht aber die Anwesenheit von sechs dieser Bischöfe aus. Ursprünglich wählte der Kaiser aus deren Dreierliste einen aus, in osmanischer Zeit wurde direkt gewählt, aber zwischendurch unter der Hand vom Großvezir eine Bestätigung eingeholt, daß der Kandidat auch genehm sei, damit nichts anders als erwünscht lief. Mehmet II., der Eroberer Konstantinopels, erlaubte der griechischen Kirche, die Patriarchenwahl nach bisheriger Art vorzunehmen, und beschenkte den zuerst gewählten Gennadios ebenso wie es bisher der Kaiser getan hatte, um ihn und die Kirche für seine Herrschaft zu gewinnen (p. 50). In derselben Weise verfahren im Prinzip auch noch seine Nachfolger bzw. ihre Großvezire: mit Gewand, gesatteltem Pferd, einem Stab als

traditionellem Herrschaftszeichen, in seinem Fall als Haupt über „das Griechische Volk des Sultans“, also als Ethnarch. Den Handkuß des Patriarchen dabei erklärt Elßner richtig als übliches altes Zeichen der Ehrerbietung, wie ihm auch bei der anschließenden Inthronisierung im Patriarchat der Erzbischof von Herakleia die Hand küßt. Die späteren Patriarchen mußten allerdings, statt Geldgeschenke vom Sultan als dem neuen Kaiser zu bekommen, bis zu 20 000 Gulden an Großvezir und Janitscharen abführen, die ihnen dann später von der Kirche wieder ersetzt wurden. Auf die Wahl folgte der feierliche Ritt des neuen Patriarchen in Janitscharenbegleitung vom Serail direkt zur Inthronisation im Patriarchat. Entsprechend trat er auch später in der Stadt auf, begleitet von zwei Janitscharen vorn und Diakonen, die seinen Stab tragen, dahinter (Elßner, Abb. nach p. 72). Griechen und Türken verneigen sich gleichermaßen vor ihm. Ausdrücklich verweist Elßner darauf, daß niemand vor ihm nieder kniet - im impliziten Gegensatz zum Papst.

Das Patriarchat im Phanar am Hafen war zehn Jahre zuvor, d.h. etwa 1725, nach einem großen Brand neu erbaut worden; sein Aussehen wurde von Dorostamos auch in einer Zeichnung dargestellt (Abb. 3). Dort arbeiteten 40 Schreiber, weil die kurz vorher eingeführte Druckerei nicht mehr bestand (p. 86).



*Die Patriarchal a Kirche und b Hoff.*

Abb. 3 Georg Friedrich Schmidt, Berlin: Das Patriarchat im Phanar in Konstantinopel, Kupferstich in J. Elßner, *Neueste Beschreibung*, p. 82.

Der Patriarch entscheidet außer über die geistlichen auch über einige weltliche Angelegenheiten und Streitigkeiten, so weit sie nicht vor einen Kadi gehören. Sogar Türken klagen vor ihm gegen Griechen, weil sie sich darauf verlassen, daß die Griechen dann an ihren Eid gebunden sind (p. 76 Anm.). Dem entspricht, daß es bei Türken und auch Katholiken als sicherstes Mittel bei Streitigkeiten mit Griechen gilt, eine Exkommunikation durch den Patriarchen zu erwirken, da deren Wirksamkeit wegen der abergläubischen Angst, der Körper des Toten könne dann nicht verwesen, als sehr groß galt (p. 81 f.). Denn viele Griechen glaubten noch an Gespenster und Zauberei und sogar an Vampire, deren Etymologie griechisch

Bourkolakas oder Broukolakoi, bei Tournefort „mit Gestank herumirrende“ bedeutet (p. 350, zu p. 82). Wichtig ist in diesem Zusammenhang Elßners Hinweis, daß Dorostamos selbst überhaupt nicht abergläubisch sei, was darauf hindeutet, daß er Elßner einiges über dieses Thema erzählte.

Das umfangreichste Kapitel 5 ist der *Lehre der orthodoxen Kirche* der Zeit sowie einigen ihrer Zeremonien gewidmet (p. 133 ff.). Dafür stützt sich Elßner auf das gegen den angeblich reformiertenfreundlichen Patriarchen Kyrillos Loukaris gerichtete gemeinsame Bekenntnis der vier Patriarchen, das nach Dorostamos noch allgemein akzeptiert war, sowie die Antwort des Patriarchen Jeremias II. an die Württembergischen Theologen und das Bekenntnis des Kritopulos. Elßner referiert und kritisiert vor allem wesentliche Unterschiede: Die Basis für die Lehrmeinungen bilden neben der Bibel die sieben ökumenischen Konzilien, die griechischen Kirchenväter und die Tradition. Den Streit um das *filioque* und seine Rolle seit dem Spätmittelalter stuft Elßner als unnötigen Streit um Worte ein (p. 157 ff.). Sehr ausführlich kommt er auf die Bilder- und Heiligenverehrung zu sprechen, dann auf die Sakramente, besonders ausführlich natürlich auf das Abendmahl.

Elßner rühmt besonders, daß die Bibel bei den Griechen dem Volk direkt in seiner eigenen Sprache zugänglich sei und andererseits doch allen anderen Völkern in Übersetzung zugelassen werde (p. 153 ff.). Dabei verteidigt er bzw. Dorostamos die neugriechische Sprache gegen den Vorwurf, der Abstand von ihrem „verdorbenen“ Zustand zur Koine der Bibel sei zu groß für das richtige Verständnis des Bibeltextes, als Gegenbeispiel führt Elßner an, daß auch Leute, die Schwyzerdütsch sprechen, die hochdeutsche Bibel ohne Problem verstehen.

Als besonders erstaunlich vermerkt Elßner die gegenüber dem Katholizismus größere Einheitlichkeit der orthodoxen Glaubenslehre und des griechischen Gottesdienstes, insbesondere der Liturgie, ohne daß doch eine geistliche Monarchie - die der Patriarch im Gegensatz zum Papst gar nicht darstellte oder beanspruchte - oder gar eine Inquisition dahinterstünden, und er wertet dies als Beweis für göttliches Wirken (p. 339 f.).

\*\*\*

Was wir durch Dorostamos erfahren, ist sicherlich nichts gänzlich Neues und Unerwartetes, aber es setzt doch einige Akzente und gibt manchen Dingen eine andere Beleuchtung als die aus Berichten von Reisenden gesammelten Bilder.

Das Schicksal derjenigen, die durch kriegerische Ereignisse, Abenteuerlust oder unglückliche Verkettung von Zufällen in der osmanischen Welt in Sklaverei gerieten, fand auch im 18. Jh. weites Interesse in Europa und gab literarische Anregungen - man denke nur an Mozarts Entführung aus dem Serail oder Annette von Droste zu Hülshoffs Judenbuche.

Aber das ist bei Elßner nur ein Teil dessen, was ihn bewegt. Er interessiert sich weniger für die christlichen Gefangenen der Osmanen aus dem Westen, die Anlaß und Ausgangspunkt seiner Abhandlung sind, als für die Griechen, für ihr Schicksal überhaupt und die Lage ihrer Kirche - was für ihn ebenso wie für die Betroffenen noch selbstverständlich direkt zusammenhängt - unter osmanischer Herrschaft.

Elßners Buch ist vor allem aufschlußreich für die Art des Interesses, das man im frühen 18. Jh. in Deutschland, genauer in der preußischen Hauptstadt, der Orthodoxie - und zwar nicht nur der russischen, sondern auch der griechischen - entgegenbrachte. Die Königin selbst, eine Schwester Georgs I. von Großbritannien, unterstützte offenbar Elßners Unternehmen.

Natürlich ist dieses Interesse auf dem Hintergrund der Veränderungen im Rußland Peters des Großen und seiner Nachfolgerin, der Zarin Anna, zu sehen. König Friedrich Wilhelm I. war wie sein Vater Friedrich I. Peter dem Großen wohlgesonnen, auch wenn er sich bei dessen Kriegen vorsichtigerweise stets neutral hielt. Nicht nur das große Reformwerk in Staat, Kultur

und Wissenschaft verfolgte man in Berlin genau, sondern auch die Kirchenreformen Peters und seines Beraters Feofan Prokopovič und deren Auswirkungen und politischen Implikationen - der Hofprediger Professor Jablonski wurde genannt. Ebenso war man auch über die engen Verbindungen zwischen dem Ökumenischen Patriarchat und der russischen Kirche informiert, die auch im 18. Jh. weiterhin fortbestanden.

Wichtig sind Elßner offenbar auch Details, etwa eine Klärung, wie weit die gewaltsamen Eingriffe der Türken in das Leben der Griechen wirklich gingen, was an den Berichten über Greultaten wirklich real, was übertrieben war. Für eine Reihe von Punkten läßt er sich von Dorostamos belehren, dass die Legenden nicht der Realität entsprechen und dass es in mancherlei Hinsicht erheblich größere Freiheiten gab als im damaligen Europa.

Manche Dinge hat Elßner wohl nicht ganz verstanden, so das Millet-System der osmanischen Verwaltung, das die Untertanen des Sultans nach Religionen erfaßt und unter einem Ethnarchen, bei den Christen oft ihrem Erzbischof oder Patriarchen, zusammenfaßt. Wenn der Patriarch Gelder zahlen muß, für seine Gefangenen einspringt usw., nimmt er damit auch diese Rolle wahr.

Manche Berichtspunkte schienen sich zu widersprechen, etwa wenn einerseits Türken gern griechische Geistliche aufsuchen und sich mit deren Zeremonien helfen lassen, andererseits aber Geistliche in der Öffentlichkeit aus Angst vor Verspottung kein Umhängekreuz tragen. Die Erklärung liegt sicherlich wie bei anderen Punkten einfach darin, daß sich einerseits die einzelnen Türken, ob Gebildete oder der Pöbel auf der Straße, individuell sehr unterschiedlich verhielten, daß es andererseits sicherlich auch einen deutlichen Unterschied in der Behandlung in der Öffentlichkeit und beim persönlichen Umgang im privaten Bereich gab.

Mit Ärger sieht Elßner die Vorteile der katholischen Christen gegenüber den evangelischen, was sich besonders bei der Versorgung der Gefangenen zeigt. Mit einer gewissen Schadenfreude registriert er dafür, daß die Katholiken und Unierten von den Griechen wie Verräter abgelehnt werden und daß diese Ablehnung nicht auf die Evangelischen übertragen werde. Dahinter steht immer wieder klar und ausdrücklich die inzwischen schon zwei Jahrhunderte alte Überlegung, dass Reformation wie Orthodoxie beide durch ihre Nähe zur Urkirche miteinander verbunden seien und dass sich Griechen und Russen bzw. Protestanten daher auch viel besser, als manche erwarteten, verstehen müßten, wie es bei Dorostamos und Elßner auch offensichtlich tatsächlich der Fall war.